



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Oettingen, Wolfgang von: Zur Naturgeschichte der Maler

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es nötig war, daß der Verfasser die Nächte, die er mit Negermädchen von Curaçao und Sanchez auf San Domingo zugebracht hat, des Breitem schildert, lassen wir dahingestellt, für „modern“ wird es ja gelten! Einmal sagt er: „Ein Kind ist der Neger, und die Freiheit des schwarzen Republikaners erscheint mir nun(?) als die glückliche Freiheit eines Kindes, das sich nicht zu waschen und seine Schularbeiten nicht zu machen braucht. Das Leben ist hier kein strenger Lehrer und die Tropennatur eine gütige Mutter, die auch dem Faulpelz aus ihrem Überfluß zu essen giebt. Offen gestanden, im Morgenrot meines Lebens habe ich mich zuweilen nach solcher Freiheit gesehnt.“ Offen gestanden will es uns scheinen, als ob diese Freiheitssehnsucht bei dem Verfasser das Morgenrot seines Daseins weit überdauert hätte. Als ihm auf der Heimfahrt die Küste von England zuerst wieder in Sicht kommt, schreibt er: „Mein Herz hat aufgejubelt, wie all die andern Herzen. Aber dann beschleicht mich unüberwindlich ein geheimes Bangen, das sich schwerer und schwerer auf die Flügel meiner Freude legt. Nun, da das Wiedersehen nahe ist, habe ich Furcht. Ich sehe das alte Europa vor mir, wie einen wimmelnden Ameisenhaufen, mit seinem wüsten Menschengedränge, mit seinem wilden Kampfe ums Brot. Unwillkürlich schaue ich zurück auf die weite einsame See. So schön habe ich dort geträumt, so fern von aller Wirklichkeit.“ Wenn er dann zuletzt angesichts des Hafens von Hamburg doch wieder ausruft: „O Heimat, du kampffrohe und traumselige Heimat, die du so stolz und sicher in eigener Kraft ruhst — laß mich deiner würdig werden!“ so stimmt man seinem Wunsche zwar von Herzen zu, sagt sich aber doch, daß Bücher wie „Unter fremder Sonne“ in mehr als einem Sinne für unsre Jugend Danaergeschenke wären.



Zur Naturgeschichte der Maler

Von Wolfgang von Oettingen



ie Naturgeschichte behandelt den Menschen, obgleich er in seiner bessern Hälfte die ganze Schöpfung krönt, doch etwas stiefmütterlich. Sie nennt ihn *Homo sapiens* Linnaei, und schon das klingt wie ein stichelnder Spott, denn gerade vom Standpunkte der Natur und von dem der Geschichte aus erscheint er viel öfter *insipiens* als *sapiens*. So erhält das wissenschaftliche Beiwort eine ironische Höflichkeit und haftet als eine Art von sittlicher Forderung quälend an uns

wie ein Spanisch-Fliegenpflaster. Aber noch mehr. Die Naturgeschichte teilt uns, nachdem sie uns benannt hat, in so und so viel Rassen, giebt deren Unterschiede an und entläßt uns alsbald, um sich den Affen zuzuwenden, die sie viel mehr zu interessiren scheinen als wir, da sie sie weit ausführlicher bespricht. Gehören denn unsre Fähigkeiten und Beschränktheiten, unsre Temperamente und Charaktere, selbst unsre Stände und Gattungen nicht auch in das Leben der Natur? Vom Bienenstaat, von der Republik der Ameisen, von den Bauten der Viber ist auch in dem kürzesten Naturgeschichtsbuche zu lesen; es ist ungerecht, die Merkwürdigkeiten des Menschengeschlechts einer unübersehbaren Speziallitteratur zu überlassen. Diefem Übelstande abzuhelfen, sei hier der Anfang gemacht. Ich gedenke einiges Material zusammenzustellen, um zunächst eine einzelne Gattung von Menschen, und zwar die, die der Krone der Schöpfung am verwandtesten ist, der allgemeinen Naturgeschichte anzugliedern. Das ist die Gattung der Künstler, speziell die der Maler, *species pictoria*.

Was ist ein Maler? Die Frage scheint dem Laien klein. „Natürlich ein Mann mit großem, weichem Filzhut, flatterndem Halstuch, Sammetjacke, hellen Hosen, abgetretenen Schuhen; mit langen Haaren, stattlichem Bart, märchenhaften Augen, edler Nase; er zieht nach Italien . . .“ Laienantwort! Der heute lebende „moderne“ Maler zieht nicht nach Italien, er müßte denn etwas altmodisch oder irgend ein Spezialist sein; Nase, Augen, Bart und Haare schlagen wie auch die Kleidung, je nachdem, in die Art der Spießbürger, der Rentenbürger, der Gigerl, der geschmackvollen Noblesse, der Bagabunden usw. Also eine tiefere Erklärung, wenns beliebt. „Der Maler ist ein Hoher Priester der Kunst, ein Erzeuger von Gutem, Wahrem, Schönem, ein Hüter des feinen Geschmacks, ein Erzieher der Menschheit, auch im Realismus ein Idealist.“ Sehr wohl, mein Freund. Aber wollte der Himmel, er wäre das alles in Wahrheit. Denn wenn du auch mit Recht an die so mannichfach bevorzugten Künstler die höchsten Ansprüche stellst und dies in erhebenden Formeln ausdrückst, so verwechselst du doch mit Unrecht den Imperativ mit dem Präsens und setzest fälschlich als Leistung voraus, was von dem Einzelnen nie und auch von der Gesamtheit der Künstler nur annähernd geleistet werden kann: Ideale lassen sich so wenig erreichen, als das Glück sich wirklich erjagen läßt. Dennoch steckt in jeder dieser Redensarten ein Funke Wahrheit, und solche Funken glimmen in jedem Künstler; nur zu oft müssen sie schmählich ersticken, aber hier und da, dann und wann wächst einer von ihnen zu lichter Flamme an.

Mit einem starken Talent geboren zu sein, ist ein Verhängnis, ein Schicksal von großem Stil. Die wenigsten Menschen sind jedoch kräftig genug, ein großes Schicksal zu tragen; sie ruiniren es. Das giebt dann fragwürdige Existenzen, die ihrer Außenseite nach vielleicht behaglich erscheinen, um im Innern nur desto schäbiger zu sein. Wie ein Dämon beherrscht das starke Talent den, dem es gegeben wurde; es verleihet seinem Leben von Anfang an eine eigne

Richtung, beeinflusst alle seine Urteile und hindert die gleichmäßige, normale Entwicklung und Bildung seines Geistes und Gemüths. Nur wenn der damit begabte Mensch den widerspenstigsten aller Geister, die es begleiten, die Willkür, zu bannen, wenn er seine Welt in Ordnung zu halten und in Harmonie zu bringen weiß und so den freiwilligen Anschluß an die Gesetze und die Überzeugungen der Gesellschaft findet, in der er lebt, nur dann wird er durch Ausübung des Talents wirklich Großes wirken. Bleibt er aber unharmonisch in sich und in einem Gegensatz zu dem zurechnungsfähigen Durchschnitt der andern, so wird er entweder ein unverständner, vielleicht überhaupt nie zu verstehender, also unfruchtbarer Sonderling, oder, was das gewöhnliche ist, seine innere Unordnung und Zwiespältigkeit richtet ihn zu Grunde, zwingt ihn, das Talent gleichsam im Sande verrinnen zu lassen, gebrochen auf eine Eigenart zu verzichten und wie tausend andre sein Leben zu verpinseln.

Immerhin stempelt selbst das mittelmäßige Talent seinen Mann, und wenn er im übrigen eine ganz wehrlose Null ist, so genügt schon ein kleines Talent, ihn zu färben. Daher sich denn die zahlreichen Maler, die nicht zu den großen gerechnet werden, doch nicht völlig unter dem Publikum verlieren, sondern dem Beobachter immer noch ganz artige Eigenheiten darbieten. Wegen dieser Eigenheiten darf man von ihnen als von einer Gattung reden. Denn einen Stand bilden die Maler nicht, da sie allen Klassen der Gesellschaft angehören, und ebensowenig eine Zunft, da ihr Gewerbe von ihrer angeborenen künstlerischen Begabung, ihrer Person nicht zu trennen ist, während ein zünftiges Gewerbe von beliebigen Personen ausgeübt werden kann, wenn nur Verstand und Körperkraft ausreichen.

Die Gattung also der Maler unterscheidet sich von allen übrigen Menschengattungen zunächst durch — die Handfertigkeit im Malen? Nein. Die läßt sich wie die des Geigers oder die des Zahnarztes erlernen und durch Fleiß entwickeln; sie liegt nicht in der Begabung. Aber durch das besondere Auge unterscheidet sich der Maler von uns übrigen. Die Maleraugen sind merkwürdig selbständig. Sie gehen ihm ohne weiteres durch, so oft es ihnen beliebt. Nicht nur, wenn es gilt, eine hübsche Dame zu beobachten, sondern sie lassen ihn auch Zeit und Ort vergessen, um etwa einen gleitenden Sonnenstrahl, ein laufendes Pferd, eine Nebelstimmung zu studiren. Sie ersättigen sich nie und nirgends; wenn sie nicht geschlossen sind, so wandern sie umher, rastlos bemerkend, vergleichend, abschätzend, sich übend, lernend, genießend, die Denkkraft aufrufend und sie beschäftigend. Auch betrachten sie die Welt nie ganz sachlich. Das thut ja im Grunde überhaupt kein Mensch, denn zwischen unserm Verstand und den Dingen liegt immer unser Temperament; aber die Maler haben außer dem Temperament noch das Talent, die schaffende, Neues gestaltende Auffassung, neben der bloß oberflächlich färbenden, und das Talent läßt sie, wie eine ganz eigentümlich geschliffne Brille, die Dinge meist so sehen, daß diese sich ihrer

Richtung sofort einordnen. Der Historienmaler sieht die Landschaft eigentlich nur als Hintergrund für Menschengruppen, der Landschaftler die Menschen und Tiere nur als Staffage für Landschaften; wer wesentlich Kolorist ist, bemerkt vor allem andern die Wirkung der Farbenmassen oder einzelne, auffallende Beleuchtungsmotive, der Zeichner wird zuerst die Modellirung und die Linien gewahr. So arbeiten die Maleraugen als in jeder Hinsicht thätigste, ganz unentbehrliche Diener ihres Herrn; ohne sie ist ein Maler gar nicht denkbar. Sie passen sich überraschend mit den Jahren und Moden den wunderlichsten Forderungen an; sie bringen es fertig, immer so zu sehen, wie der Meister, in dessen Kopfe sie rollen, nach einer neuen Auffassung sehen will. Bald erscheint ihnen die Welt ganz verblasen, wie in Dunst gelöst, bald trocken und hart; bald schließen sich ihnen die Gegenstände zu Gruppen zusammen, bald fliehen sie in pikanten Gegensätzen auseinander. Heute herrscht für sie ein kühles Grau, das nächste Jahr vielleicht ein warmes Braun oder ein Violett. Und stets bleiben sie dabei ehrlich, sehen wirklich so, wie sie gerade sehen sollen. Wenigstens behauptet die Naturgeschichte, daß Maler, die ohne innere, zwingende Notwendigkeit die Natur in ausgedistelste, unmögliche und unwahre Werte und Töne umsetzten, im ganzen selten, gewöhnlich nur infolge von geistigen Epidemien vorkommen und zu den bemitleidenswerten Kuriositäten gehören.

Noch eine auffallende Fertigkeit der Maleraugen bleibt zu erwähnen: das ist ihre behende Auffassung von Fehlern, besonders in den Werken andrer. Vor seinem eignen Werk mag sich der Maler mühen, so viel er will, er wird manches darin zu verbessern finden und vielleicht niemals zur Befriedigung gelangen, aber gewisse Mängel bleiben ihm verborgen. Das möchten wir freilich oft eher ein Glück als ein Unglück nennen, denn sähe er neben verbesserlichen Fehlern auch die unverbesserlichen in ihrer ganzen Bedeutung, alle jene nur selten nicht vorhandenen Verschrobenheiten und Abirrungen seines Talents, die tief in seiner Natur wurzeln, so dürfte er leicht um seine ganze Lebensfreude kommen und, wenn er ein schwacher Charakter ist, mit dem Glauben an sich auch alle Liebe und Hoffnung verlieren. Vor dem Werke des Nächsten dagegen geht es anders zu; da durchdringen die Maleraugen die Arbeit durch und durch, und schweigt auch vielleicht der Mund aus Klugheit oder aus Barmherzigkeit, sie sind unbarmherzig im Erkennen jeder Schwäche. Dabei ist merkwürdig, daß ein schlechter Maler oft ein sehr einsichtsvoller Kritiker ist, dem es sogar an einer gewissen Selbsterkenntnis nicht zu mangeln braucht. Das hängt dann mit dem uralten Unterschiede zwischen dem Wollen und dem Vollbringen zusammen, dem auch die Maler trotz ihrer verfeinerten Augen und trotz einer gewissen Sonderstellung in der sittlichen Welt nicht weniger unterworfen sind als wir Laien.

Sch habe schon angedeutet, daß die Begabung mit einem Talent, dessen

Ausbildung und Ausübung als Lebensberuf sich als notwendig erweist, den Menschen von vornherein verhängnisvoll beeinflusst. Schon als Kind wird der Maler durch seine begehrliehen Augen und die von ihnen aufgeregte Phantasie ganz einseitig beschäftigt. Er beobachtet, zeichnet, malt und komponirt; was nicht mit sinnlicher Anschauung zusammenhängt, bleibt ihm gleichgiltig. In derselben Richtung entwickelt er sich als Knabe, als Jüngling; daher wird er sich nur selten eine allgemeine Bildung von größerer Tiefe methodisch erwerben. Und mit ihr wird er, außer sachlichen Kenntnissen, gewöhnlich auch ein rein sachliches Urtheil in gewissem Sinne entbehren. Das sachliche, objektive Urtheil beruht ja auf positiven Kenntnissen und auf geschulter Logik; die Logik, das richtige, scharfe Schließen schult sich in der Beschäftigung mit abstrakten Wissenschaften und Gedankenmassen. Der Mangel an sachlichem Urtheil, an Gewissenhaftigkeit im Streben nach Objektivität befördert aber den dem Künstler angeborenen Hang zur schrankenlosen Subjektivität. Das wesentliche seines Denkens ist darauf gerichtet, die Dinge auszugestalten, die seine Phantasie, mit Hilfe der Augen, aus seiner ureigensten Natur heraus erfindet; diese Arbeit nimmt ihn so völlig in Anspruch, zwingt ihn so streng zur Bethätigung seiner eignen Persönlichkeit, daß er sich ganz von selbst auf den Standpunkt stellt, alles Gleichgiltige, alles irgendwie Unsympathische, Fremde energisch von sich abzuweisen und dafür alles, was ihm schön erscheint, mit Begeisterung aufzunehmen. Hieraus entwickelt sich eine gefährliche Vermischung und Verwechslung von schön und gut. Wer seine Ansichten weder durch Logik noch durch geistig und sittlich verarbeitete Kenntnisse zu kontrolliren vermag, wird meistens eine Beute seines Gemüths, seiner Stimmungen, und die unsichre, nach den Zuständen wechselnde Grundlage seiner Sittlichkeit verführt den Maler in der Regel zu einer gewissen Verworrenheit der Weltanschauung.

Daß eine solche Verworrenheit, ein Urtheilen und Genießen hauptsächlich nach Neigung und Abneigung, kurz ein Leben lediglich im Gemüt viele und schwere Gefahren mit sich bringt und manche Anzulänglichlichkeit zur Folge hat, bedarf keiner Ausführung. Keine Menschengattung zählt soviel Unglückliche und Verkommene wie die der Künstler. Aber mit diesem Fluche verknüpft sich ein unerforschlicher Segen, der die beglückt, die sich rein und fest im Herzen zu erhalten wissen. Niemand ist glücklicher, als wer ein reiches, tiefes und gutes Leben im Gemüt führt; das geht über jedes Verstandesleben. Und ein Künstler, ein Maler, der trotz aller Anfechtungen seiner subjektiven Anschauung einen geraden Weg wandelt, muß doppelt glücklich sein, da er die schöne Welt mit viel dankbareren, feineren Sinnen aufnimmt als wir, und in sich neue, eigne Schöpfungen, als herrliche Spiegelbilder der Welt, erstehen läßt. Schaffend gewinnt er ein Götterleben, sei es auch nur in seligen Augenblicken, und wer solche Augenblicke erlebt, der wird der empfänglichen Menschheit aus

ihnen Offenbarungen der Schönheit bieten, Offenbarungen, die, eine zur andern tretend, in der That eine erhabne, erziehende, heiligende Wirkung der Kunst ergeben.

Und jene Verworrenheit gutartiger Maler hat etwas entzückend Träumerrisches an sich. Sie ist, so zu sagen, nicht weniger malerisch, als sie naiv ist. Wie der Maler beim Hören einer fesselnden Erzählung oder bei sonst einem Motiv, das seine Phantasie erregt, sofort die Elemente einer Komposition vor und in sich sieht, so leben alle seine Gedanken gleichsam im Kolorit; die Empfindungen, mit denen er, oft unter fröhlichster Nichtachtung der Vernunft, die Welt begreift, sind alle so phantastisch bunt, so lebhaft färbend, als sie originell sind. Durch solche üppige Überkleidungen von nüchterner Schärfe befreit, mutet uns die Weltanschauung der Maler an wie ein überquellend reiches Blumenbeet, das die kahle Erde verbirgt; sie ergötzt und erheitert uns, und sollte sie auch öfter wehmütig gestimmt sein, so freuen wir uns doch nicht bloß an roten Rosen, sondern auch an blassen Lilien.

Die Art und Gesinnung der Maler hat, nach allem Gesagten, entschieden etwas Weibliches. Das liegt nicht allein in ihren soeben berührten Beziehungen zu den Blumen, sondern vorzüglich im Überwiegen der Herzens- und Geschmacks-triebe und im Zurücktreten der Logik. So stehen denn die Maler sehr hoch auf der Stufenleiter der Geschöpfe, sind jedoch für den Naturforscher ein wahres Kreuz. Wie soll er sie, die geheimnisvoll bevorzugten, schillernd wechselvollen, bald philisterhaften, bald geistreichen, genau und richtig einordnen? Wie die ästhetische Weltanschauung in ihrem Verhältnis zur ethischen sicher bestimmen? Er wird gewiß noch lange darüber nachzudenken haben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Völker und Parlamente. Die Türkei wird ja nun wohl nächstens Europa als Musterstaat vorgestellt werden können; am 19. März werden in Tokat über hundert Armenier abgeschlachtet, und schon am 24. März — „soll“ der Sultan eine Untersuchungskommission ernannt haben. Aber wird Italien noch einmal zum politischen Leben erwachen? Das italienische Volk war im Mittelalter bis in die feinsten Aderchen seines Leibes von politischem Leben nicht allein durchströmt, sondern durchtobt. Es versank dann — wohl aus Erschöpfung — vom sechzehnten Jahrhundert an in noch tiefere politische Erstarrung als die übrigen Völker Europas; die Politik ward Kabinettsache, und Privatpersonen wagten sich nur noch hinter verschlossenen Thüren über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes mit einander zu